

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 39

Artikel: Die Probe
Autor: Burke, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

um zum Genuß einer „Jungfrau von Orleans“-Aufführung im Stadttheater zu gelangen, die lebendige Verkörperung der idealistischen Weltanschauung, die Bestätigung unseres Rechtes auf Schiller und auf seine Begeisterung für alles Hohe und Edle.

Auch die Bilder meiner Kameraden von damals steigen lebendig vor mir auf aus dem Erinnerungsbuch. Auch ihnen, den strebsamen, frohmütigen, opferfreudigen und hilfsbereiten, wie den Bummelern, Schwänzern, Kartenspielern (wir lösten uns ab in diesen Rollen), verdanke ich charakterbildende Eindrücke; die einen mögen als positive, die andern als negative Beispiele auf mich gewirkt haben. Sicher aber ist das Band der Klassenkameradschaft umso inniger und freundschaftsbetonter und darum eindrucksvoller, je länger das gemeinsame Erleben im Konvikt gedauert hat. Und bei jeder Klassenzusammenkunft wird es neu gestärkt, wird mit den Vorstellungen erweitert und vertieft, die aus den gegenseitigen Berichten und Beichten aus dem Berufs- und Familienerleben herbeifließen. Der bernischen Lehrerschaft ist aus der engen Verbundenheit der Klassen unter sich und dieser mit dem Staatsseminar viel von jener Solidarität zugeströmt, die sie so erfolgreich um ihre soziale Besserstellung hat kämpfen lassen. Das weiß sie auch und darum hält sie auch in Treue fest an ihrer Bildungsstätte. Diese Liebe und Treue würde sich sofort erweisen und in Tat umsetzen, sollten je wieder politische Stürme wie dereinst sie bedrohen.

Daß unser bernisches Staatsseminar vor solchen Zeitgefahren verschont bleibe und daß ihm eine friedliche Weiterentwicklung beschieden sei, das soll, post festum zwar, aber darum nicht weniger warm, unser Wunsch sein zur Jahrhundertfeier.

H. B.

Muttertreue.

„Ich bin krank und völlig verlassen. Senden Sie bitte einen Arzt zu mir!“ Diese seltsame Botschaft war „An das Hospital nahe dem Strand“, in London, gerichtet. Sie kam mit der Frühpost in die Hände des Direktors des Charing Cross Hospitals. Die Adresse war eine Hintergasse im Stadtteil Soho, der Rotzfrei unorthographisch auf ein feines Papier geschrieben.

Obgleich es nicht Sitte ist, Patienten außerhalb des Hospitals zu behandeln, so machte dieser Hilferuf doch solchen Eindruck auf den Direktor Mr. Inmann, daß er sich sofort in Begleitung eines Arztes auf den Weg machte, die Kranke aufzusuchen. Die Herren erstiegen die Treppe eines trübseligen Hauses nahe Piccadilly, wo sie die Ge- lichte in einer Bodenkammer fanden.

„Die einzige Ausstattung“, so erzählte der Direktor in einer Londoner Tageszeitung, in der sein Bericht zu lesen war, „bestand aus einem auf zwei Blöcke gelegten Brett, das einen Tisch vorstellte, und einer Seifenkiste als Stuhl. Die einzige Zufuhr an Luft und Licht vermittelte eine Luke, deren Glas zerbrochen war.“

In einer Ecke des Zimmers kauerte eine schwer kranke Frau, bedeckt mit einem Stück Sackstoff. Ihre müde, schwache Stimme verriet eine fremde Aussprache. Sie hatte scheinbar schon eine Woche lang so gelegen, bis ihr Zustand entdeckt wurde. Während dieser Zeit hatte sie wenig oder gar nichts gegessen, so daß sich ihr Befinden durch chronische Schwäche noch verschlimmert hatte. Es war klar — hier durfte keine Minute länger gezögert werden. Sofort wurden Anstalten getroffen, die Frau ins Hospital zu überführen.

Die Untersuchung ergab, daß Frau St. an einer schmerzhaften Krankheit litt, die leider nur zum traurigen Ende führen konnte. Sie war eine Schweizerin, die seit

zwei Jahren in London lebte und in der Küche eines Soho-Restaurants vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht gearbeitet hatte — für 15 Schilling die Woche, wovon ihr Arbeitgeber noch 3 Schilling für Essen abzog, und 9 Schilling kostete wöchentlich ihre Dachkammer:

„Haben Sie denn keine Angehörigen oder Freunde?“ wurde sie gefragt. Tränen kamen in ihre Augen. „Hier nicht, nur in der Schweiz.“ „Warum haben Sie Sie denn verlassen?“ fragte man. Für einen Augenblick übermannte sie die Bewegung. Dann, unter Schluchzen, schüttete sie ihr Herz aus: Ihr einziger Sohn, der bis zum Kriege in Deutschland gearbeitet hatte, ließ sich bei Kriegsausbruch naturalisieren, um mitkämpfen zu können. Vielleicht war es ein Rest der alten Reisläuferei, vielleicht auch Dankbarkeit für das Land, das ihm Brot gegeben hatte. Genug, er wurde verwundet, gefangen genommen und starb. — Das Licht einer wundervollen Liebe schimmerte durch ihre tränenreichen Blide, als sie fortfuhr: „Ich fühlte mich so einsam ohne ihn, und so kam ich in euer Land, um ihm nahe zu sein.“ Als Schweizerin war es ihr gestattet worden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was sonst in England Landfremden nicht gestattet ist.

Jede Woche besuchte sie ihres Sohnes letzte Ruhestätte, und von dem, was ihr von ihrem kärglichen Lohne blieb, schmückte sie das Grab mit Blumen.

Als Frau St. starb, hielt sie in ihren erkalteten Händen ein Bild. Es war die Photographie eines einfachen Holzkreuzes auf einem Grabe, das sich in einem altmodischen englischen Kirchhofe befand. Kameraden des Sohnes hatten es ihr nach seinem Tode in die Schweiz gesandt, wo es den Wunsch in ihr erweckte, in seiner Nähe zu sein.

Muttertreue, das Köstlichste in der Welt! Sie kennt keinen Unterschied der Nationen oder Rassen. Der Krieg ist das grausame Ungeheuer, das das Mutterherz seines größten Schatzes beraubt.

H. B.

(Aus Pro Juventute.)

Die Probe.

Von Paul Burke, New York.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

„Fräulein Dodd, wo ist die Kopie meines Briefes an Braithwaite & Co.? In der Registratur ist natürlich wieder einmal nichts zu finden.“

Herr Herwood, Chef der Architektenfirma Willy C. J. Herwood, stand in der Tür zwischen seinem Privatkontor und dem Arbeitsraum seiner drei Angestellten.

„Oh, sie ist auf Ihrem Schreibtisch, Herr Wells“, wandte sich Anny Dodd, die Sekretärin des Firmeninhabers, an Harry Wells, dem einen ihrer beiden männlichen Kollegen im Bureau.

„Kein Gedanke“, gab dieser zurück, „ich habe sie überhaupt nicht gesehen.“

„Aber gestern abend habe ich sie doch auf ihren Platz gelegt“, sagte Anny, schon ein wenig ärgerlich, „sie muß doch da sein.“

„Nebrigens sah ich die Kopie noch heute früh unter Ihren Papieren, Wells“, mischte sich jetzt David Groß, der zweite männliche Angestellte der Firma, in das Gespräch. „Schauen Sie nur noch einmal richtig nach.“

„Aber ich sage Ihnen doch, ich habe die Kopie nicht, noch habe ich sie je gehabt“, erwiderte Wells noch einmal. „Halten Sie mich für einen Narren?“

„Auf jeden Fall gehört die Kopie auch nicht auf Herrn Wells' Schreibtisch, sondern in die Registratur, wo ich sie finden kann, wenn ich sie brauche“, unterbrach jetzt der Chef das hitziger werdende Gespräch. „Ich habe Sie schon verschiedentlich gewarnt, Fräulein Dodd ... Bitte, kommen Sie einmal zu mir ins Zimmer.“

Anny, mit einem ärgerlichen Blick auf Wells, folgte dem alten Herrn ins Privatkontor und schloß die Tür hinter sich.

Wells und Groß blieben in Stillschweigen zurück, trotzdem keiner von ihnen eigentlich arbeitete. Das Verhältnis zwischen den beiden Kollegen war überhaupt in der letzten Zeit nicht besonders gut gewesen, und beide wußten den Grund der zwischen ihnen bestehenden gereizten Stimmung. Der Tag mußte kommen, da Herwood einen seiner beiden männlichen Angestellten zum Teilhaber machen würde, denn das Geschäft verlangte einen jüngeren, verantwortungsvollen Mitarbeiter.

Wells hätte nun wohl auf Grund seiner größeren Zahl von Dienstjahren das erste Anrecht auf die über kurz oder lang zu vergebende Ehre gehabt; aber gerade in den letzten Wochen schienen seine Aussichten immer weniger rosig zu werden. Fast kein Tag verging, ohne daß er nicht kleinere Auseinandersetzungen mit seinem Chef gehabt hätte; Meinungsverschiedenheiten, wie sie ja schließlich immer einmal vorkommen, unbedeutende Kleinigkeiten, gewiß, aber sie hatten doch auf das früher so gute Einvernehmen zwischen Firmeninhaber und seinem ältesten Angestellten eingewirkt.

Dagegen schienen sich die Aussichten seines jüngeren Kollegen Groß entsprechend zu verbessern, denn mit seinem glatten, entgegenkommenden Wesen — „kriecherisch“ nannte es der mehr gerade Wells bei sich — hatte er es gut verstanden, jede Reibung mit seinem oft nervösen und griesgrämigen Prinzipal zu vermeiden.

Und das Schlimmste war, daß auch Anny Dodd, die blonde, schlankte Anny, in den letzten Wochen so vertraut mit Groß geworden war. Ewig hatten sie zusammen zu lachen und Verabredungen für den Abend zu treffen, und das schmerzte Wells vielleicht mehr, als die kleinen Zwistigkeiten mit dem Chef. Denn hatte er nicht davon geträumt, mit Anny über seine Zukunftspläne, in deren Mittelpunkt natürlich ihre eigene kleine Person stand, zu sprechen, sobald er erst Teilhaber der Firma geworden wäre? Na, das hatte nun natürlich lange Zeit, wenn nicht sogar ...

Plötzlich öffnete sich die Tür vom Privatkontor und Anny kam mit gerötetem Gesicht und Tränen in den Augen heraus. Sie warf die Tür hinter sich ins Schloß und begann sofort ihren Hut aufzulegen.

„Was ist passiert?“, fragte Wells ängstlich.

„Passiert“, erwiderte Anny ärgerlich, „entlassen bin ich — auf der Stelle — ohne jede Kündigung.“

„Unmöglich — Sie meinen doch nicht — Herr Herwood kann Sie doch nicht wegen eines von Ihnen verlegten Briefes einfach hinauswerfen ...“

„Jedenfalls hat er es aber getan — und einen Brief habe ich eben nicht verlegt. Der Chef machte mir heftige Vorwürfe über meine angebliche Unachtsamkeit, und dabei bin ich durchaus nicht unachtsam gewesen. Diese Ungerechtigkeit ließ meinen Ärger mit mir durchgehen und ich habe wohl nicht gerade höflich geantwortet. So hat er mich Knall auf Fall entlassen und Sie sind an allem schuld. Wenn Sie nicht die Kopie verloren hätten und dann zu feig gewesen wären, es einzugehen, weil Sie Angst hatten, sich Ihre Aussichten auf die Teilhaberschaft zu verscherzen, so wäre alles dies nicht passiert. Hoffentlich sind Sie jetzt stolz auf sich selbst.“

Bevor Wells noch irgend etwas erwidern konnte, war Anny schon fort. Einen Augenblick sah er ganz verblüfft; dann stand er auf und ging entschlossen in Herrn Herwoods Zimmer.

„Wegen Fräulein Dodd ...“, begann er. „Sie ist ganz sicher, daß sie die Kopie auf meinen Schreibtisch gelegt hat ...“

„Fräulein Dodd's Entlassung hat mit der Kopie nichts zu tun, Herr Wells“, unterbrach der Chef seinen Angestellten.

„Die Entlassung erfolgte wegen der sehr unhöflichen Antworten, die sie mir gab.“

„Aber wenn sie wirklich den Brief dorthin gelegt hatte ...“, bestand Wells, „ich meine ... ich kann mich ja geirrt ...“

„Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit, Wells“, sagte Herr Herwood, „die Sache ist für mich erledigt.“

Zögernd ging Wells zu seiner Arbeit zurück, aber seine Gedanken waren bei Anny. Vermutlich war nun alles aus. Von dem Menschen, von dem sie annahm, daß er durch seine Feigheit ihren Kummer verursacht hatte, würde sie natürlich nichts wissen wollen. Allerdings hatte er sie schon in der Frühe für den morgigen Tag zum Theater eingeladen und da würde sich vielleicht eine Gelegenheit bieten, die Sache durchzusprechen. Sie würde ihm ja glauben müssen; vielleicht würde er sogar Gelegenheit finden, auch seine Herzensangelegenheit ins reine zu bringen.

Am nächsten Nachmittag kam er nach dem Essen wieder hoffnungsvoll ins Bureau. In ein paar Stunden würde er Anny im Theater treffen und er hatte sich schon alles zurechtgelegt, was er zu ihr sagen wollte. „Schauen Sie einmal, Anny“, so würde er beginnen ...

„Herr Wells“, erklang da die Stimme seines Chefs in seine Träumerei hinein, „wie oft soll ich meinen Angestellten noch sagen, daß ich private telephonische Anrufe in meinem Geschäft nicht dulden kann? Das Telephon ist in meinem Zimmer und befindet sich dort zu meinem Gebrauch. Während Sie zum Essen waren, hat eine Dame für Sie angerufen und mich schließlich ersucht, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß sie weder heute noch überhaupt je mit Ihnen ins Theater zu gehen wünscht. Ich richte Ihnen die Bestellung hiermit aus, muß Sie aber dringend bitten, Ihre Bekannten zu veranlassen, zukünftig von telephonischen Anrufen im Bureau abzulehen. Danke, Herr Wells.“

Auch das noch! Natürlich konnte es nur Anny gewesen sein, die telephoniert hatte, oder jemand in ihrem Auftrag. Nun konnte er selbstverständlich überhaupt alle Hoffnungen begraben; sogar die ja ohnehin schon recht zweifelhaft gewordene Teilhaberschaft erschien ihm nicht mehr sonderlich erstrebenswert. Er würde wohl versuchen, sie nach Bureauausfluß in ihrer Wohnung zu erreichen, aber wenn sie eben nichts mehr von ihm wissen wollte ...

Mit mißmutiger Gebärde zog Wells einen Haufen Schriftstücke näher zu sich heran, um sich wenigstens den Anschein zu geben, daß er arbeite. Ohne eigentlich richtig hinzuschauen, wühlte er in den Papieren und überflog nur mechanisch die Seiten. Plötzlich — gerechter Gott, was war denn das? Das war ... wahrhaftig die gesuchte Kopie des Briefes an Braithwait & Co. Also hatte er sie doch gehabt; Anny hatte recht gehabt, als sie ihm die Schuld an ihrer Entlassung beimah.

Aufgeregt stand er auf und ging zum Chef.

„Diese Braithwaite-Kopie ... es war alles meine Schuld ... gerade habe ich sie gefunden. Wahrscheinlich habe ich sie versehentlich unter meine Papiere geschoben ... jedenfalls ist sie hier ... Fräulein Anny, ich meine Fräulein Dodd, ist natürlich ganz schuldlos ... Sie werden Sie wieder einstellen?“

„Halten Sie wenigstens einen Moment ein“, lächelte Herwood, „zum mindesten müssen wir Fräulein Dodd doch einmal selbst in der Sache mitprechen lassen. Nicht wahr, Fräulein Dodd?“

Ueberrascht drehte Wells sich um und sah direkt in Annys rosiges Gesichtchen. Augenscheinlich war sie gerade während seiner aufgeregten Rede an den Chef ins Zimmer getreten.

„Ich habe Sie telephonisch hergebeten, Fräulein Dodd, da ich ... Herr Wells, wollen Sie bitte Herrn Groß ebenfalls zu mir ins Zimmer rufen? ... da ich diese unangenehme Geschichte mit der Kopie aufgeklärt sehen möchte“.

fuhr der Chef fort. „Von Ihnen, Groß, kann ich annehmen, daß Sie die Kopie nie gehabt haben?“

„Ganz richtig“, antwortete Groß geschmeidig, „ich habe die Kopie nur einmal, und zwar auf Wells' Schreibtisch gesehen.“

„So, so. Und darf ich Sie fragen, Groß, was dies hier ist?“

Mit diesen Worten öffnete der Chef ein Schubfach seines Schreibtisches und entnahm ihm eine Handvoll Papierschnitzel.

„Was ist dies, Groß?“, fragte Herwood noch einmal. „Nein, antworten Sie nicht, ich werde es Ihnen sagen: es sind die zerrissenen Stücke der gesuchten Kopie, die ich selbst heute während Ihrer Abwesenheit zum Essen in Ihrem Papierkorb gefunden habe.“

„Aber ich weiß nicht ... ich gebe Ihnen die Versicherung ...“, begann Groß zu stottern.

„... daß der Brief nicht in Ihrem Schreibtisch gewesen ist? Wollten Sie das sagen?“, fragte der Prinzipal. „Dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß das Papier sogar ganz sicher in Ihrem Schreibtisch war, denn ... ich selbst habe es hineingelegt.“

„Aber Herr Herwood“, begann Wells verwundert, „ich habe doch gerade ...“

„Ich werde die Sache sofort erklären“, unterbrach der Chef. „Wir alle können einmal Fehler machen; aber ein anständiger Mensch wird sich zu seinem Irrtum bekennen, sobald er ihn ausgefunden hat. So möchte ich vor allem Ihnen gegenüber, Fräulein Dodd, eingestehen, daß ich Ihnen in der Briefangelegenheit unberechtigte Vorwürfe machte.“

Annys Gesicht leuchtete auf über diese Rehabilitierung.

„Zu der Zeit nämlich, als ich Ihnen in dieser Sache Unachtsamkeit vorwarf, lag die Kopie unter meinen Papieren auf meinem eigenen Schreibtisch. Ich fand sie dort noch gestern abend, als ich nach Bureauschluß noch einige Eintragungen machen wollte, und erinnerte mich dann auch, daß ich vorgestern einige Papiere von Herrn Wells' Platz nahm, wobei ich wahrscheinlich die Kopie, die Fräulein Dodd ganz richtig dorthin gelegt haben dürfte, mit aufnahm. Ich erinnerte mich aber auch weiter daran, daß Herr Groß die Kopie noch gestern früh auf Wells' Schreibtisch gesehen haben wollte, was doch offenbar unmöglich war, nachdem sie schon seit dem Abend vorher auf meinem eigenen Platz gelegen haben mußte. Ich kam also auf die Idee, meine Herren Angestellten etwas näher kennen zu lernen, und fertigte noch gestern abend selbst zwei weitere Kopien des Briefes auf der Schreibmaschine an, von denen ich die eine Wells unter seine Schriftstücke legte, die andere Groß in seinen Schreibtisch praktizierte. Heute mittag fand ich dann beim Nachschauen die Fragmente der einen Kopie in Groß' Papierkorb, der sie offenbar aus Angst vor meinem Aerger zerrissen hatte, während Wells sofort zu mir kam und seinen vermeintlichen Irrtum eingestand. Danke, Herr Groß, Sie können gehen; ich brauche Sie hier nicht länger.“

Ein paar Augenblicke zögerte Groß, als ob er noch etwas sagen wollte; dann zuckte er die Achseln und ging hinaus.

Herwood wandte sich mit einem Lächeln an Wells.

„Wenn Sie morgen früh Ihren Schreibtisch ein wenig ordnen wollen, Wells“, sagte er, „dann können wir ihn hier hereintragen lassen; dort am Fenster würde er einen guten Platz haben.“

„Sie meinen, daß ich ... daß Sie ...“, stammelte Wells.

„Ich meine, daß ich als meinen Teilhaber nur einen absolut anständigen Menschen brauchen kann, und den habe ich hoffentlich doch in Ihnen gefunden“, sagte Herwood. „Und Sie, Fräulein Dodd, wenn Sie eine Entschuldigung

von mir ‚altem, zänkischen Griefgram‘ — nicht wahr, so nannten Sie mich ja wohl gestern? — annehmen wollen, so würde ich mich sehr freuen, Ihnen Ihre Stellung bei mir — wollte sagen: bei uns — wieder zurückgeben zu können. Vorausgesetzt allerdings, daß Sie glauben, es wird sich noch für so kurze Zeit lohnen, denn anscheinend wird Herr Wells wohl schon seine eigenen Gedanken über Ihre zukünftige Stellung haben. Wells, wie kann ein Mensch nur ein so verliebtes Gesicht machen!“

„Ich denke, ich weiß schon den ersten Auftrag, den ich als neuer Teilhaber der Firma geben werde“, sagte Wells und lächelte verschmüht.

„Und das wäre?“, fragten Herwood und Anny fast aus einem Munde.

„Ein neues Telephon werde ich mir zu meinem Schreibtisch hier anlegen lassen, damit ich dann meine Frau, so oft ich will, anrufen kann, ohne Sie zu stören, Herr Herwood“, war die listige Antwort.

Herbstbild.

Von Otto Volkart.

Genießt sie jetzt, der Herbst ist da,
Die prächt'gen Erntetage!
Die Glut der Reife fern und nah,
Am Baum, im Feld, am Hage.

Der Himmel aus dem Silberlicht
Taucht tief in satte Bläue,
So heiß und schön herniederbricht
Die Sonne, — Herz, dich freue!

Die Trauben an den warmen Höhen
Sind süß und weich die Feigen;
Der Herdenglocken Friedgetön
Schwingt in des Mittags Schweigen.

Rundschau.

Dollfuß manövriert.

Das österreichische Kabinett ist umgebildet worden. Der revoltierende Vizekanzler Winkler (samt dem Heeresminister Baugoin) schied aus; an seine Stelle trat der Heimwehrführer Fey. Allein die Richtung Starhemberg gewann nicht so sehr Oberwasser, wie viele gefürchtet.

Dollfuß kündigt nun eine Verfassungsreform an. In der Kommission sitzt der Borsarlberger Dr. Ender, der als Demokrat gilt. Auf ihn setzen gewisse Leute große Hoffnungen. Sie wollen wissen, Dr. Ender werde einen Mittelweg finden, um sowohl Dollfuß die nötige Autorität zu sichern, zu gleicher Zeit jedoch die demokratischen Freiheiten zu retten. Man wird ja abwarten müssen, ob er ein so großer Mediziner sei oder nicht.

Wir glauben nicht daran, solange wir sehen, daß die Lösungen rein auf politischem Gebiete gesucht werden. Der straffste Fascistenstaat wird zerschellen, wenn die Volksmassen hungern müssen, und die schönste Demokratie mit der weisesten und erzogensten Bevölkerung geht vor die Hunde, wenn die Demokraten pleite gehn und die Mehrheit der Bürger und Arbeiter nur immer rückwärts wirtschaften oder gar nichts mehr zu wirtschaften haben.

Solange also die politischen Wunderdoktoren nur Verfassungsparagraphen aufstellen, die bestimmen, wann die Gewalt des Landjägers beginnt und die Freiheit des Bür-